



# Schmuggler auf Nachfrage

**Eine interdisziplinäre Erfahrung mit dem Placebo-Effekt**

Autor: *Leander Steinkopf* / Projekt: *Schmuggler auf Nachfrage –  
Eine interdisziplinäre Erfahrung mit dem Placebo-Effekt* /  
Art des Projektes: *Schreibstipendium*

*Smugglers on demand: An interdisciplinary experience with the  
placebo effect*

---

KEYWORDS

---

*Psychology, Medicine, Sociology, Evolution, Healing, Placebo Effect, Philosophy of Science,  
Interdisciplinarity*



Wie kann Interdisziplinarität funktionieren? Hier werden zwei mögliche Voraussetzungen diskutiert, einerseits die Interdisziplinarität in einer Person, andererseits die tatsächlich als solche empfundenen Defizite eines Fachs, die durch Denken und Wissen eines anderen Fachs gefüllt werden können. Interdisziplinarität in einer Person entsteht nicht durch Doppelstudium oder Offenheitsforderungen, sondern durch das selbstverständliche Verfolgen einer Frage, eines Themas über Fächergrenzen hinweg. Genauso geschieht fruchtbarer Austausch zwischen Fächern nicht durch verordnetes Beisammensitzen, sondern durch ein drängendes fachspezifisches Problem, das aus der Perspektive eines anderen Faches gelöst werden kann. Um das Problem im einen Fach zu kennen und die Lösung im anderen Fach aufzufinden, braucht es wiederum die Personen mit innerer Interdisziplinarität. Diese Wanderer zwischen den Disziplinen werden sich jedoch lange wie Scheiternde vorkommen, denn das System der Wissenschaft belohnt das Daheimbleiben.

---

*How to make interdisciplinarity work? In the present paper, two possible preconditions are discussed, on the hand interdisciplinarity within one person, on the other hand a recognized and admitted problem within a discipline that could be addressed or even solved with knowledge from a different discipline. Interdisciplinarity within one person can not be fostered through double degrees or pleas for openness, but by the independent pursuit of a question or topic across disciplinary borders. Similarly, fruitful exchange among disciplines can not be forced, but needs a pressing problem within one discipline that could be solved from another discipline's perspective. However, a person with inner interdisciplinarity is needed to make the connection: to know about the problem in one discipline and find the solution in another. These travelers across discipline borders, however, might feel like failures on their way as the social system of science rewards staying at home.*



Es gibt diesen Moment des Findens, in dem alles vergangene Verlorensein nachträglich ein Ziel bekommt. Alles Wissen und alle Beulen am Kopf, die man beim Tappen im Dunkeln erworben hat, alle Bildung also, die man auf dem wirren Weg von Versuch und Irrtum angesammelt hat, findet plötzlich sinnvolle Verwendung. Was man über Jahre in Begriffen wie Entscheidungsschwäche und Disziplinlosigkeit als Vorwurf an sich selbst formulierte, ist heute die ganz individuelle innere Interdisziplinarität, die besondere Verbindbarkeit eingesammelt auf einem Bildungsweg abseits der Beschilderung. Die richtige Lücke und schon ergibt alles Sinn.

### **Die Umarmung der Boxer beim Kampf**

Meine erste Erfahrung mit expliziter Interdisziplinarität, vor vielen Jahren, war ein Desaster. Ich hatte das Glück zu einer Sommerschule des Marsilius-Kolleg der Universität Heidelberg eingeladen zu sein, wo Gelder der Exzellenz-Initiative ausgegeben wurden, um weitere Brücken über den Neckar zu bauen, nämlich zwischen den Naturwissenschaften, die auf der einen Flussseite residieren und den Geistes- und Sozialwissenschaften, die am anderen Ufer gelegen sind. Wir waren in Heidelberger Villen untergebracht, das Catering war hervorragend, die Dozenten ausgezeichnet. Was jedoch auffiel, war, dass unter den Schülern die Geisteswissenschaftler überwogen, unter den Dozenten hingegen jene, die sich als Naturwissenschaftler verstanden. Durchgängig machte ich die Erfahrung, dass der Dialog nur funktionierte, wenn man beim Wein am Abend auf andere Themen kam. Ansonsten waren die Diskussionen von dieser Art: Ein führender psychiatrischer Forscher, der vor allem mit Ratten als Versuchstieren arbeitet, stellt seine Erkenntnisse zu Empathie und Aggression vor. Danach gehen die Hände von Philosophinnen und Philosophen nach oben, die aber alle nichts zu den Ergebnissen sagen wollen, sondern zu der ethischen Verwerflichkeit von Experimenten an Ratten. Beim anschließenden Mittagessen setzen sich die Naturwissenschaftler an den Tisch des Rattenforschers und diskutieren die Ergebnisse. Die Philosophen diskutieren an einem separaten Tisch untereinander ihre Bedenken.

Das Thema der Sommerschule „Gewalt und Altruismus“ interessierte mich bald nicht mehr, ich, der Soziologe und Psychologe, richtete meine Augen nur noch auf das Zwischenmenschliche der Disziplinen. Ich machte mir Notizen und Gedanken und suchte nach einer Form. Am letzten Abend, später Sommer, bei Rotwein im Garten der Marsilius-Villa nahm ich Serviette und Stift zur Hand und versuchte es im Modus, den Walter Benjamin mehrfach in der „Einbahnstraße“ gebraucht. „Die Technik des Schriftstellers in dreizehn Thesen“, gibt es dort, „Die Technik des Kritikers in dreizehn Thesen“, „Dreizehn Thesen wider Snobisten“ und so weiter. Ich nahm also all meine Gedanken zusammen und brachte sie in Thesenform, schrieb „Die Technik des interdisziplinären Dialogs in dreizehn



Thesen“, mit einem Kuli auf eine Serviette, an einem Sommerabend mit Rotwein im Glas. Und als ich den letzten Punkt gesetzt hatte, zählte ich nach. Tatsächlich, es waren dreizehn geworden, ohne dass ich mich gezügelt oder gezwungen hatte.

Die Technik des interdisziplinären Dialogs in dreizehn Thesen

- I. Interdisziplinarität ist kein kooperativer Ideenaustausch, sondern ein Legitimationskampf mit den Waffen des geschärften Unverständnisses. Jede Denkschule muss die ganze Welt erklären wollen, deswegen ist in der Welt kein Platz für zwei.
- II. Es reicht nicht anderer Meinung als der Gegner zu sein, erhebe immer den Vorwurf der Lüge. Die andere Disziplin ist nicht bloß dein Feind, sondern immer auch der Feind der Wahrheit.
- III. Kenne Deine Verbündeten. Der Naturwissenschaftler hat die Schwerkraft auf seiner Seite. Der Geisteswissenschaftler kann die Worte in Massen mobilisieren.
- IV. Kenne deine Stärken. Der Naturwissenschaftler schießt Tore. Der Geisteswissenschaftler ändert die Spielregeln.
- V. Stoße mutig vor in die Tiefen deines Dilettantismus und sei der Raubritter im Reiche des Experten.
- VI. Halte den Dialog am Laufen. Bei mangelnder Anschlussfähigkeit rede ohne Bezugnahme.
- VII. Die beste Widerrede liegt schon vor dem Vortrag bereit. Der Vortrag steigert nur den Grad der Empörung.
- VIII. Hol die Moral auf Deine Seite. Bei Forschung ohne Praxisrelevanz bestreite die Legitimität. Bei Forschung mit Praxisrelevanz problematisiere mögliche Verwendungen.
- IX. Finde gemeinsame Worte. Fachgespräche haben Jargon. Beleidigungen sind allgemeinverständlich.
- X. Stelle Deine Gefühlswelt der Wahrheitssuche zur Verfügung. Akademische Grade adeln persönliche Befindlichkeiten zu objektiven Analysen.
- XI. Zum interdisziplinären Dialog lockt dich nicht Interesse, sondern missionarischer Eifer. Wenn du dich versehentlich vom Gegner belehren lässt, schüttele den Kopf bis das Gefühl vorüber ist.



XII. Der gemeinsame Nenner, das sind die Gespräche über das Wetter in der Kaffeepause.

XIII. Der interdisziplinäre Moment, das ist die Umarmung der Boxer beim Kampf.

Forscher aus unterschiedlichen Disziplinen bei schönem Ambiente zusammenzusperren scheint nicht die Methode zu sein, die Interdisziplinarität ermöglicht. Ich möchte zwei andere Methoden vorschlagen, die ich für erfolgversprechend halte, nämlich einerseits das gegenseitige Auffüllen tatsächlich empfundener Defizite und zum anderen die Interdisziplinarität in einer Person. Und vielleicht ist es sogar so, dass das Letzte Voraussetzung für das Erste ist. Somit wären die Gründe für das Scheitern des interdisziplinären Dialogs damals im Marsilius-Kolleg einerseits die ausschließliche Anwesenheit von hervorragenden Experten der unterschiedlichen Disziplinen, während jene fehlten, die mehrere Disziplinen zumindest oberflächlich in sich vereinten, andererseits deren Selbstgenügsamkeit, denn nicht das Empfinden der Lückenhaftigkeit des eigenen Denken und Forschens hatte sie an die Buffets der Spätsommervilla gelockt. Vielleicht war es sogar das Label „Interdisziplinarität“, was die Zusammenarbeit über Fächergrenzen unnötig machte, schließlich erfüllte der Experte schon mit seiner bloßen Anwesenheit an einem so geweihten Ort die entsprechende Maxime. Er oder sie hatte alles getan, was der Experte hier tun kann und ging so enttäuscht wieder nach Hause, wie es bei solchen Veranstaltungen wohl zwingend ist. Erfolgreiche Interdisziplinarität findet vielleicht dort statt, wo sich niemand um dieses Label schert – so zumindest meine späteren positiven Erfahrungen.

### **Fachfremd und ohne Disziplin**

Ich hatte schon einige Ziele, Ideen und Versuche hinter mir, als ich nach einigen Semestern meines Promotionsstudiums auf die Idee stieß, aus der sich schließlich das Thema entwickeln würde, womit ich mich in den fünf wissenschaftlichen Artikeln befasste, die meine Dissertation bilden, und in dem Manuskript, das bald als Sachbuch erscheinen wird. Aber all diese Sackgassen waren nötig für diesen speziellen Weg.

Ich hatte in Mannheim Soziologie studiert, eine quantitativ empirische Soziologie, bei der man nicht mit Menschen, sondern mit den großen Datenmengen von Bevölkerungsumfragen wie dem SOEP oder dem ALLBUS in Kontakt kam. Zur Analyse diente nicht die Windows-Oberfläche des allgemein gängigen Statistikprogramms SPSS, sondern die grün auf schwarz flimmernden Buchstaben des Ökonometrikerprogramms STATA. Wie Tom Lehrer im „Sociology Song“ über die Begeisterung der Sozialwissenschaftler für Statistik sang: „They, in an ivory steeple / Far away from all people / They do research in sociology“. Qualitative Erhebungsmethoden wurden verachtet, Nachdenken war der „Lehnstuhlsoziologie“ verdächtig oder wurde als „Feuilletonismus“



abgetan. Ich war begeistert und erfolgreich, aber hatte genug Gesellschaft verstanden und wandte mich mehr dem Individuum zu. Glücklicherweise bekam ich ein Angebot am Lehrstuhl für Sozialpsychologie, als wissenschaftlicher Mitarbeiter zu beginnen. Die Professorin hatte mich „entdeckt“, als ich freiwillig an ihrem Seminar „Soziobiologie“ teilgenommen hatte, denn während meines Soziologiestudiums hatte ich das Interesse für die evolutionäre Perspektive entdeckt. Auf Grund meines Interesses an Biologie wechselte ich also von der Soziologie in die Psychologie.

Aber auch in der Sozialpsychologie war ich bald frustriert davon, wie die Anforderungen des Wissenschaftsbetriebs auf die Wahrheitsfindung rückwirken, wie die Forschungsmethode nach den Regeln der Kunst abgespielt wurde, ohne sich Gedanken zu machen über das eigene Erkenntnisinteresse und die externe Validität. Psychologische Forschung, die sich eigentlich mit dem Denken, Fühlen und Handeln von Menschen befassen sollte, erschien mir hier bloß noch als willkürliche Variablenmagie. Probanden erzeugten Daten, indem sie vor Computern saßen und Kreuzchen in Felder klickten. Forscher erzeugten Publikationen, indem sie aus den Daten herausfischten, was sie schon vorher wussten – vielleicht schon hineingesteckt hatten. Meine Enttäuschung hatte ihr Gutes, denn ich begann Wissenschaftsphilosophie zu lesen, sodass mein Frust philosophische Fundierung bekam. Die Wissenschaftsphilosophen retteten mich auch vor meinem ersten Dissertationsthema.

Obwohl ich nur einen Bachelor abgeschlossen hatte, kam für mich weiteres Studieren nicht in Frage, promovieren wollte ich aber schon. Es sollte eine theoretische Dissertation sein, integrativ, um die in Theorien kurzer Reichweite zerfleddernde Sozialpsychologie wieder etwas zu vernähen. Ich wollte an der neugeschaffenen Juniorprofessur für Evolutionäre Psychologie der FU Berlin promovieren. Da ich nur einen Bachelorabschluss hatte und dann auch noch in Soziologie, musste ich eine sogenannte Feststellungsprüfung absolvieren. Prüferin war meine zukünftige Betreuerin, eine gelernte Biologin, Mitprüfer war ein Professor für Neuropsychologie des Fachbereichs, ein gelernter Mediziner. Dann saß da noch ich Soziologe und wir führten gemeinsam eine Prüfung in Psychologie durch. Ich durfte also anfangen zu promovieren und wollte mich mit Glücksforschung befassen, jenem irgendwo zwischen Soziologie, Psychologie und Ökonomie liegenden Forschungsfeld, das empirisch erforschte, wie schlecht Menschen darin sind, sich für Optionen zu entscheiden, die sie langfristig glücklich machen. Ich wollte dem eine evolutionäre Dimension hinzufügen. Aber bald bemerkte ich die Implikationen dieser Forschung: Wenn Menschen keine guten Entscheidungen treffen können, Optionen wählen, die kurzfristig glücklich machen, aber langfristig unglücklich, dann sollte doch jemand anders... Ich ließ das Thema fallen, aus Gewissensgründen. Karl Popper, den ich als Wissenschaftsphilosoph kennengelernt hatte,



warnte mich in als Sozialphilosoph davor diese Angelegenheit weiter zu verfolgen. Aber das war kein Problem, denn längst hatte ich etwas Anderes entdeckt.

In meiner Mannheimer Sozialpsychologienzeit hatte mir ein Freund und Kollege gegenübergesessen, der sich mit psychologischer Lügenforschung befasste. Ein theoretisch dürftiges Gebiet, dem ich glaubte, mit meiner evolutionären Perspektive und der Facherfahrung meines Kollegen und Freundes etwas hinzufügen zu können. Eine Weile dachten wir flüchtig gemeinsam nach, längst nicht mehr einander gegenüberstehend, sondern er in London und ich in Berlin, und es hätte etwas richtig Interessantes daraus werden könne, doch erst sagte er mir ab, dann brachte er sich um. Und all die Psychologen, mit denen er sich an langen Arbeitstagen schon seit Jahren umgeben hatte, haben nichts geahnt. Ich auch nicht. Und ob mich Lügen weiter interessierten? Ehrlich nicht.

### **Lucky Lücke**

Als ich auf den Placeboeffekt stieß und das große Rätsel, dass er für die medizinische Forschung bedeutet, als ich gleich eine Idee hatte, wie dieses Rätsel zu lösen wäre, wusste ich noch nicht, dass mich dies länger und intensiver beschäftigen würde, als all die Angelegenheiten, die ich zuvor verfolgt hatte. Es erschien mir wie eine Kleinigkeit am Rande, wie eine gute Idee, die nicht aufhören würde mich zu piesacken, bis ich sie nicht irgendwie abgestreift hätte. Aber aus einem Paper ergab sich das nächste, das dann wiederum zwei weitere verlangte. Die Kleinigkeit breitete sich aus.

Gegen Ende der Arbeit an meiner Dissertation hielt ich einen Vortrag vor Medizinern, brachte ihn erfolgreich über die Bühne, beantwortete die Fragen und nahm wieder Platz. Es hatte wohlwollenden Applaus gegeben und die Fragen waren interessiert nicht kritisch. Da saßen Angehörige einer stolzen Disziplin, aber sie schauten nicht herab auf so einen Querbeetgebildeten wie mich, sie zeigten tatsächliches Interesse, nicht aus Höflichkeit, sondern aus Bedürfnis. Denn sie haben schon so viel empirische Forschung aufgehäuft, aber die erklärende Theorie, die hatten sie nicht, und sie haben deshalb nichts dagegen, wenn irgendwer von irgendwoandersher sie ihnen liefert. Angebot und Nachfrage hatten zusammengefunden, vielleicht weil ich die Nachfrage erkannt und die Ware über die Grenze geschmuggelt hatte, vielleicht weil eine Disziplin aus Mangel die Einfuhrbestimmungen gelockert hatte, womöglich beides zugleich.

Nach dem Vortrag sagte der neben mir sitzende Allgemeinmedizinerprofessor zu mir: „Sie sind Soziologe, nicht wahr?“ Die Soziologie war bei mir schon eine Weile her gewesen, aber vielleicht hatte sie mich geprägt, ich bejahte. „Dieses ganzheitliche Denken“, fügte er hinzu, „das Individuum nicht isoliert zu sehen, sondern die soziale Umgebung miteinzubeziehen,



daran habe ich es gleich erkannt.“ Er brachte mich darauf, meine chaotische Karriere als Weg genau hierher zu betrachten. Alles was ich bisher getan hatte, konnte ich nun in meiner Dissertation wiederfinden. Ich nahm Behandlung und Medikament nicht als physisches Tun und Objekt, sondern als Handeln und Symbol mit Bedeutung, wie es die Soziologie betrachten würde. Ich betrachtete den Kranken nicht isoliert, sondern in seinem sozialen Kontext, wie es die Sozialpsychologie nahelegen würde. Ich nahm die experimentellen Studien nicht so, wie die durchführenden Forscher sie meinten, sondern zog meine eigenen Schlüsse daraus, wie es meine ausführliche Methodenausbildung ermöglichte. Ich bettete alles ein in eine evolutionäre Betrachtung. Es ging wieder um Glück und Wohlbefinden, wenn auch in der abwesenden Form, nämlich Krankheit. Es ging um Symptome als Signale und deren Glaubwürdigkeit, wo nun meine Überlegungen zur Lügenforschung wiederauftauchten.

## Schluss

Meine schlechte Erfahrung aus einem früheren und meine gute Erfahrung aus diesem Projekt bringen mich zu dem Schluss, dass zu fruchtbarem interdisziplinärem Austausch oder Zusammenarbeit sogar zwei Dinge erforderlich sind, zunächst die Einzelperson, die die zu überquerende Disziplinergrenze durch ihre individuelle Bildung für sich längst aufgelöst hat, dann die Lücke in einem Feld, die die Angehörigen dieses Feldes tatsächlich als Lücke auffassen und die gefüllt werden kann durch Material, Methode oder Erkenntnis einer anderen Disziplin.

Kann man die innere Interdisziplinarität der Einzelperson gezielt herbeiführen, etwa durch Doppelstudium und Pflichtvernetzung? Ich würde sagen nein, denn verkrampftes Vernetzen schafft keine zwingenden Verbindungen, vielmehr sollte der Weg über die Fächergrenzen ganz natürlich der Neugier folgen. Gerade wenn es, wie in meinem Fall, um menschliches Verhalten geht, überquert man ganz automatisch Grenzen, wenn man eine Spur nur streng genug verfolgt. Und wenn man sich einem menschlichen Phänomen, Krankheit oder Krieg, Liebe oder Langeweile, innerhalb der Grenzen der eigenen Disziplin zu sicher ist, hat man genug andere Fächer, in denen man verlässlich Herausforderung und Irritation vorfindet. Ich behaupte, dass der Mensch das Forschungsthema ist, wo Interdisziplinarität am einfachsten und am fruchtbarsten sein kann.

Und wie ist es mir der Lücke im anderen Feld? Es reicht noch lange nicht, sie zu entdecken, ihre Besitzer müssen sie auch als solche anerkennen, um sie den Auswärtigen zum Bestellen zu überlassen. Vielleicht ist es dieser Zustand, den Thomas S. Kuhn im Gegensatz zur Normalwissenschaft als Krise bezeichnet. Aber man ist auf die Krise drüben nicht angewiesen, denn man muss seine Gedanken nicht über die Grenze bringen, es reicht sich aus den





Funden der anderen Seite zu bedienen: man veröffentlicht den Gedanken dort, wo er zu Hause ist, auch wenn die ganzen Quellen, auf die er sich stützt und bezieht ganz woanders entsprungen sind. Dann ist es nicht mehr Schmuggel, sondern Raub. Vielleicht lässt sich so eine Lücke reißen oder auf einem frischen Fleck von neuem beginnen.

Doch wie findet man den Weg zu Schmuggel oder Raubzug? Ich würde sagen Disziplinlizenzen überwindet man durch Disziplinlosigkeit. Im Gang der Normalwissenschaft wird man nur für den Verbleib im eigenen Fach belohnt. Die richtigen Methoden und Magazine halten die Gruppe zusammen. Die schnelle Karriere findet Zuhause statt.

Wird man jedoch erst begeistert und dann frustriert, reißt man sich nicht am Riemen, sondern zieht weiter und beginnt woanders von neuem, ohne dabei die Interessen zu verleugnen, die einen ein Leben lang begleiten, dann zieht man mit dem eigenen Querfeldein des Lebenswegs eine neue Verbindung. Was sich ein paar Mal wie Scheitern anfühlt, wird sich dann irgendwann neu und richtig anfühlen.

Die von der Andrea von Braun Stiftung geförderte Arbeit erscheint am 12. November 2018 unter dem Titel „Die andere Hälfte der Heilung“ im Mosaik Verlag, München.



## Curriculum Vitae

Seit 11.2011 Freier Autor  
Zunächst für das Feuilleton der Frankfurter Allgemeinen Zeitung und der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung, dann auch Essays für Merkur – Deutsche Zeitschrift für Europäisches Denken, schließlich auch Dramatik beim Drei Masken Verlag, literarische Prosa bei Hanser Berlin („Stadt der Feen und Wünsche“), wissenschaftliches Sachbuch bei Mosaik und Kulturkritik bei C.H.Beck.

01.2017–01.2018 Stipendiat der Andrea von Braun Stiftung  
Arbeit an einem Sachbuch über die evolutionäre Psychologie der Arzt-Patienten-Kommunikation

04.2011–10.2016 Promotion in Psychologie an der Freien Universität Berlin; Thema: „Evolutionary Psychology of Sickness and Healing“; Gutachter: Katja Liebal (Berlin) und Nicholas Humphrey (Cambridge)

11.2015–09.2016 Akademische Hilfskraft; Placebo Research Group, Institut für Medizinische Psychologie der LMU

09.2013–06.2014 Forschungsaufenthalt an der Universität Sarajevo  
Am Lehrstuhl für Sozialpsychologie, Filozofski Fakultet  
Finanziert durch ein Erasmus-Mundus-Stipendium der EU

10.2009–03.2011 Freies Studium in Sozialphilosophie, Wissenschaftsphilosophie und Biologie, Fernuniversität Hagen und Humboldt Universität zu Berlin

07.2008–09.2009 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Sozialpsychologie, Universität Mannheim

10.2005–06.2008 Studium der Soziologie an der Universität Mannheim  
Abgeschlossen mit B.A. (excellent)  
Tutor und wissenschaftliche Hilfskraft am Lehrstuhl für Statistik und Methodenlehre und am Lehrstuhl für Soziologie und Wissenschaftslehre  
Forschungspraktikum am Ludwig-Boltzmann-Institut für Stadtethologie, Wien



**Leander Steinkopf**

Zivildienst an der Christophorus-Schule, Mühlthal 10.2004  
Betreuung behinderter Kinder, Fahrdienst, –06.2005  
Hausmeistertätigkeiten

Abitur an der Albert-Einstein-Schule, Groß Bieberau 07. 2004